



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Überbürdung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schluß darauf hin, daß unsre Verbindung mit Oesterreich durch eine wirtschaftliche Einigung neu befestigt werden wird, und daß unsre politischen Beziehungen zu allen übrigen europäischen Staaten ebenso freundschaftlich geblieben sind, wie sie es vor Jahresfrist waren, so fällt die Klage über den Rückgang unsrer Stellung in auswärtigen Dingen wohl in sich zusammen.

Damit soll keineswegs ein friedensfeligger Optimismus gepredigt werden. Wir halten vielmehr die Gesamtlage Europas nach wie vor für schwül und gefährlich, und für unsre sicherste Stütze nach wie vor die eigne Machtstellung. Gilt auch der Friede heute für gesichert, so sind doch Überraschungen keineswegs ausgeschlossen, denn im Osten wie im Westen entscheiden darüber Personenfragen. Umso mehr aber gilt es, zusammenzustehen, um nicht ein Mißverständnis aufkommen zu lassen, das in seinen Wirkungen eine moralische und physische Schwächung bedeuten würde.



Die Überbürdung



achdem der Kaiser selbst den Herren Schulassessoren mit schneidigem Hieb in die Parade gefahren ist, werden sie wohl eine oder die andre Provinz ihres Reiches preisgeben und u. a. auch durch Streichung der lateinischen und griechischen Penja den Herzenswunsch des bekümmerten Vaters und Humanisten in Nr. 49 der vorjährigen Grenzboten erfüllen müssen. Trotzdem fürchte ich, daß die Hauptursache der Überbürdung von allen Reformen unberührt bleiben wird. Um das, was ich meine, verständlicher zu machen, schicke ich einen kurzen Abriß der Geschichte meines eignen Schullebens voraus, der zeigen wird, wie ein Unterricht aussieht, der die Schüler nicht überbürdet.

Bis zum dreizehnten Lebensjahre besuchte ich die höhere Bürgerschule meines Vaterstädtchens. Die Klassen waren denen des Gymnasiums gleich benamset; der angehende NBG-Schütz trat in die „Sexta“ ein. „A gieht schon ei de Sexte,“ sagte die Mutter, wenn sie ihren siebenjährigen Sprößling vorstellte. In Sexta und Quinta saßen Knaben und Mädchen zusammen, es gab also auch Sextanerinnen. Sehr hübsch war die biblische Geschichtsstunde Sonnabends früh von acht bis neun in der Quinta. Der Lehrer nahm das Schulgeld ein, und wir lasen einstweilen biblische Geschichten nach folgendem Turnus. Der Lehrer rief einen Knaben auf. Dieser las, so lange er Lust hatte, und rief dann ein Mädchen. Diese rief wieder einen Knaben, und so fort. Bald entspannen sich zarte Beziehungen zwischen hüben und drüben

— Knaben und Mädchen saßen einander gegenüber —, und es wurden immer dieselben gerufen, sodaß die Lesung auf zwei bis drei Paare beschränkt blieb. Ob die plebs einmal Rebellion gemacht hat, um den Ring zu sprengen und ihren Anteil an dem von der Aristokratie freventlich monopolisirten heiligen Lande zurückzuerobern, oder ob sie uns diesen idealen Besitz unbeneidet überlassen und sich mit dem derberen Spaß entschädigt hat, an dem es auch nicht fehlte, daran kann ich mich nicht mehr erinnern.

In der „Quarte“ saßen oder vielmehr räkelten sich nur Knaben, und was für Knaben! Hier sammelte sich nämlich alles an, was entweder nicht Lust oder nicht die Fähigkeit hatte, in die höhern Regionen des Wissens emporzusteigen. Unter einer Horde streifender Fabrikjungen kann es nicht roher und wilder zugehen, als wie es unter uns Quartanern zuing. Obwohl ich aber ein schwächliches Kerlchen war, habe ich doch nur mäßig Prügel bekommen, weil ich immer mit einigen Riesen gut befreundet war, die mich gegen die übrige Bande verteidigten. An Spaß fehlte es natürlich keinen Tag, namentlich für einen, der keine Schläge zu fürchten hatte, weder vom Lehrer noch von den Mitschülern. Ein Hauptspañ war im Sommer die Fußparade, die der Ordinarius wöchentlich einmal abhielt. Er setzte sich, mit dem Rohrstoek bewaffnet, so auf die Kante einer Bank, daß er mit der gegenüberliegenden Fensternische einen Engpaß bildete. Durch diesen Engpaß mußte die Klasse im Gänsemarsch defiliren. Wir Bestieselten schritten mit hochmütiger Gleichgiltigkeit hindurch, die Barfüßler aber, und die waren in der Mehrheit, nur dann, wenn sie ein reines Gewissen, d. h. in diesem Falle gewaschne Füße hatten. Die übrigen traf ein wohlgezielter Hieb, oder er traf sie auch nicht, wenn sie rechtzeitig mit kühnem Sprung über die gefährliche Stelle wegsetzten, und uns übrigen machten die geglüekten wie die mißglückten Sprünge gleichen Spaß.

In der Tertia verursachte mir anfänglich das Französische große Schwierigkeit. Der Lehrer betrieb es nämlich nach Sacotots Methode und schrieb einen Satz nach dem andern aus dem *Télémaque*, ihn gleichzeitig aussprechend, an die Schultafel, ich aber war schon damals so kurzichtig, daß ich nicht bis dahin sehen konnte. Hund und Igel können beim ersten Zusammenprall nicht verwunderter und erzürnter über einander sein, wie wir beiden: er über mein: *Kalipso neppuwä se kongsoleh*, und ich über seinen mir unverständlichen Zorn. Es dauerte ein Weilchen, ehe wir darauf kamen, woran es lag. Später bekamen wir ein gedrucktes Büchlein in die Hand, das besonders einem sehr gute Dienste that, der zu Schulzwecken das Stottern erlernt hatte (nebenbei bemerkt, die häufigste Ursprungsart dieser Krankheit). Beim Abhören des zum Auswendiglernen aufgegebenen Abschnittes pflegte der Lehrer vor der ersten Bank, auf deren einem Ende der Stammler saß, auf- und abzugehen. So lange jener den Rücken wandte, schaute dieser ins Buch und reichte dank

seinem Ca-ca-ca-lypso mit dem Erschnappten aus, so lange das Herwärtswandeln dauerte. Den übrigen Teil der Stunde stand der Herr Konrektor, wenn er nicht gerade etwas anzuschreiben oder nachzusehen hatte, unbeweglich wie ein Turm mitten vor seinem Schülerkarree, die Arme übereinandergeschlagen, in der rechten Hand den zugeklappten Télémaque (an der betreffenden Seite einen Finger zwischen die Blätter geklemmt). So oft zwei von uns die Köpfe zusammensteckten, flog plötzlich der Télémaque dazwischen, jeden mit einer Geste treffend, ohne daß die lange Figur (Altlutheranertypus: hager, steif, die schlichten langen Haare hinter die Ohren gekämmt, hohe weiße Halsbinde, langer grüner Rock) ihre Stellung verändert hätte; auch die Arme blieben in derselben Lage; nur der Mund bewegte sich und begleitete den Meisterschuß mit den Worten: „Nicht schwagen, Knabe!“ Natürlich nannten wir den ehrwürdigen Herrn „die Kalypso.“ Geographie und Geschichte wurden von Herrn H., an dem wir mit großer Liebe hingen, sehr schön vorgetragen und vorgezeichnet. Lehrbücher hatten wir anfänglich gar nicht, die legten wir uns selbst an. Da gab es denn oft viel zu schreiben, und wir hielten wohl, um keine Zeit zu verlieren, einen freiwilligen Arrest ab und arbeiteten von zwölf bis zwei unser Geschichtspensum nach den in der Stunde gemachten Notizen aus. Dem einen oder dem andern brachte des Vaters Lehrjunge einen Topf voll Essen, das er mit den übrigen teilte. Für Geographie bekamen wir später den Schacht in die Hand. H. war auch Turnlehrer. Im Turnen war ich, weil durch beständige Kränklichkeit von körperlichen Übungen zurückgehalten, sehr ungeschickt, aber die Turnfahrten, Übungsmärsche, Exerzierübungen — bald auf dieser, bald auf jener Wiese — machten mir große Freude. Gebadet wurde, um auch dieses zu erwähnen, an jeder beliebigen, nicht allzu nahe an belebten Straßen gelegnen Stelle der beiden Flüsse, die das Städtlein umarmen. In der Rechenstunde machte das Wettrechnen viel Vergnügen. Ein Tischlerssohn blieb immer der schnellste, und nur mit der größten Anstrengung gelang es hie und da einem von uns andern, einmal früher mit dem richtigen Ergebnis herauszuplazen. Die allgemeine Aufregung des Wettkampfes pflegten die Loseren für allerhand Unfug auszunutzen, an dem es auch sonst in Herrn W.'s Stunden nicht fehlte. Dafür wurde dieser dann gehörig grob mit seinem dicken Stock, aber ohne jemals sein heiteres Phlegma zu verlieren. Ein Unglück hat er mit Zusehlagen niemals angerichtet, weil er sich nur die derbsten Knoten aussuchte, deren einer desto mehr zu lachen pflegte, je ärger die Hiebe herniederfausten; um nicht herauszuplazen, hielt er sich die Nase zu, das Gesicht wurde von der Anstrengung beim Zurückhalten des Lachens ganz dunkelrot.

In der Sekunda fing die eigentliche Mathematik an, nachdem wir in der Quarta und Tertia schon ein wenig darauf vorbereitet worden waren. Beim Geometrieunterricht beobachtete der Rektor, Dr. K., folgende Methode. Nach-

dem er uns die ersten Begriffe und das Wesen des geometrischen Beweises klar gemacht hatte, diktierte er den nächstfolgenden Lehrsatz und sagte: „Sucht nun, ein jeder für sich, den Beweis.“ Dann ging er im Zimmer spazieren, ohne sich um uns zu kümmern. Nachdem sich einige gemeldet hatten, die den Beweis gefunden zu haben glaubten, ließ er sie, einen nach dem andern, das Gefundene an der Tafel demonstrieren und merzte die etwa vorkommenden Fehlschlüsse aus. War ein unanfechtbarer Beweis vereinbart, so wurde zum folgenden Satze übergegangen. Auch übte er uns darin, die Figuren im Kopfe zu konstruieren; der Beweisende kehrte dann der Tafel, auf der ein anderer nach der Angabe des Beweisenden zeichnete, den Rücken. Daß es Lehrbücher der Geometrie, Physik und Chemie gebe, davon hatten wir keine Ahnung. Der Rektor brachte kein Buch in die Klasse mit, wir machten uns auch hier die Lehrbücher selbst. Die durchgenommenen Abschnitte wurden von einer Stunde zur andern im Diarium ausgearbeitet und sollten dann ins Reinheft eingetragen werden. Da der Rektor aber nur aller Vierteljahre einmal die Reinhefte einforderte, so ließ man diese Arbeit gewöhnlich liegen, bis er die bevorstehende Durchsicht ankündigte. Dann wurde das Ganze in wenigen Tagen zusammengeschrieben. Ich ließ mich in solchen Zeiten ein paar Tage hinter einander von der Mutter um vier Uhr oder noch früher wecken, was namentlich im Sommer sehr schön war, da ich vor dem Fenster, an dem ich schrieb, eine grüne Wiese, und blaue Berge als Hintergrund hatte. Bei Sachen, die zu begreifen den Schwächern schwer fiel, wurde gewöhnlich in Kompagnie gearbeitet, wobei die Schwachen sich von denen, die es weg hatten, vollends aufklären ließen. Das letzte, was ich auf dieser Schule in der Physik gelernt habe, war der Bau der Taschenuhr, und in der Chemie die Gasbereitung. Die Zeichnungen, die ich dazu gemacht habe, trage ich noch im Kopfe. An physikalischen Instrumenten und andern Lehrmitteln besaß die Anstalt — nichts. Ungezogenheiten und dumme Streiche kamen in des Rektors Stunden nicht vor. Er hat niemals ein böses Wort gesagt, noch weniger gestraft, und bewahrte stets dieselbe freundlich ernste Ruhe. Die Sache machte sich ganz von selbst. Wir fanden gleich in der ersten Stunde heraus, daß sich mit der ernstesten Geistesarbeit, die hier zu leisten war, *Allotria* nicht vertrügen, und so unterblieben sie auch. Freilich war in dieser Klasse auch das Schülermaterial schon einigermaßen durchgesiebt. Doch haben wir es uns bei den andern Lehrern immer noch recht bequem gemacht, uns und ihnen. An schönen Sommernachmittagen fanden sich die Herren H. und W. mit uns in dem Verlangen zu schwänzen gewöhnlich zusammen. Wir erfanden die wunderbarsten Gründe, um uns auf eine Stunde frei zu bitten, und diese Gründe wurden fast immer stichhaltig befunden. Die Zeichenstunde wurde zwar niemals freigegeben, aber wenn wir das Zeichnen einmal satt hatten, dann setzten wir uns mit der Bitte: Nun erzählen Sie uns was! um Herrn W.

herum und plauderten mit ihm. Der steife und gewissenhafte Konrektor gab niemals eine Stunde frei — wir hätten gar nicht gewagt, ihn darum zu bitten —, aber er mußte uns bei schöner Schlittenbahn wie bei schönem Sommerwetter manchmal vom Kirchberge hereinholen, an dem die Schulgebäude um die Kirche herum malerisch hinauf liegen. Das Lateinische wurde ohne feste Methode von verschiedenen Lehrern mit geringem Erfolge gelehrt; in der Prima lasen wir Cäsar und Ovid.

Acht Wochen nach Vollendung meines dreizehnten Lebensjahres stieg ich mit einem vierzehnjährigen Freunde in die Prima auf; die sechs Burschen, die wir dort als alten Bestand antrafen, waren sechzehnjährig. Für das Aufsteigen gab es an dieser Schule so wenig wie für die übrigen Dinge mechanisch gehandhabte Vorschriften. Es war zwar jeder Klasse im allgemeinen ihr Lehrstoff zugeteilt, aber es gab kein Lehrziel im heutigen Sinne, und noch weniger wurde der Schüler mit dem mechanischen Maßstabe der Fehlersummen gemessen. Was einer nicht lernen konnte oder mochte, das ließ er einfach ungelernt, und gefiel es einem in der „Quarta“ oder „Terza“ ganz ausnehmend, so blieb er ein paar Jahre drin sitzen, ohne daß es ihm zu besondrer Unehre oder Betrübniß gereicht hätte. Wer dagegen Eifer und Talent zeigte, stieg jedes Jahr auf. Die meisten gingen mit vierzehn Jahren aus der Quarta oder Tertia ab und in die Lehre. Die höher hinaufwollten und konnten, wurden später Kaufleute oder gingen zu dem damals im ersten Aufschwunge begriffenen Maschinenbau- und dem Eisenbahnsache über. Das Berechtigungsverfahren kannte man noch nicht. Man fragte nicht, von welcher Schule der junge Mann herkomme und was er für ein Zeugnis mitbringe, sondern wie er sich zu der Sache anstelle. Nicht wenige meiner damaligen Mitschüler, die heutzutage wegen Mangels der erforderlichen „Qualifikation“ alle Zugänge zu mittlern und höhern Beamtenstellungen wie zum Ingenieursfach verrammelt finden würden, haben sehr gute Karriere gemacht. Daß es so etwas wie Schulräte, ein Provinzialschulkollegium und Inspektionen gebe, davon hatten wir keine Ahnung.

Man wird begreifen, daß sich unter diesen Umständen keiner von uns überbürdet fühlte. Lehrer und Schüler lebten und arbeiteten ein jeder nach seinem Temperament und seinen sonstigen Eigentümlichkeiten. Jeder beschäftigte sich am meisten mit dem, wozu er am meisten Lust hatte, und die Vernachlässigung des andern wurde ihm nicht als Verbrechen angerechnet. Jeder arbeitete in dem Tempo, das seiner Natur entsprach. Gilte er den andern voraus, so hielt ihn kein Pedant mit Berufung auf Regierungsverordnungen zurück; nahm er sich Zeit, so drangsalirte ihn niemand mit Strafen oder mit Aufstachelung des Ehrgeizes oder mit dem Hinweis auf die drohende Vernichtung der Existenz zur Eile. Die Schulstrafen bereiteten keinem auch nur das geringste Herzeleid, denn sie hatten schlechterdings keine Folgen fürs Leben.

Siehe vom Lehrer thaten nicht mehr weh als die von Kameraden, und das Nachsitzen trug nicht, wie heute schon jede ins Klassenbuch eingetragene Rüge, den Charakter einer Kriminalstrafe, die für die Zukunft des Schülers verhängnisvoll werden kann, sondern war lediglich eine pädagogische Maßregel. So mußte ich in der Sekunda fast jeden Sonnabend über Mittag dableiben. Wir bekamen da nämlich die deutschen Aufsätze zurück, und meiner war zwar immer gut oder befriedigend, aber so schlecht geschrieben, daß ich ihn nochmals abschreiben mußte. Sobald ich damit fertig war, ging ich zum Herrn Konrektor hinüber, um das Heft vorzuzeigen. Das Zimmer, worin man schrieb, wurde nämlich nicht verschlossen, das Nachsitzen war ja nur zum Abschreiben notwendig und sollte nicht etwa ein Arrest sein. Eines Sonnabends überreichte ich das Heft mit den Worten: „Herr Konrektor, es ist wieder recht schlecht ausgefallen; ich hatte eine so schlechte Feder.“ Darauf sagte er: „Wart' ein bischen!“ holte eine Feder und gab sie mir, indem er lächelnd sagte: „Hier hast du eine ganz gute Feder, da schreib es nur noch einmal ab!“ Das störte die Gemütlichkeit und das gute Einvernehmen nicht im mindesten und hinderte nicht, daß ich der erste in der Klasse war und blieb. Ebenso wenig hatte es zu Hause unangenehme Folgen. Die Mutter war bald darauf eingerichtet und stellte mir jeden Sonnabend meine Erbsen warm. Genügt hat es freilich nichts, wie mir der Seher bezeugen wird.*) Daß sich Jungen wegen erlittener Schulstrafen oder wegen Sitzensbleibens erhängen könnten, würde der damaligen Generation, wenn es jemand vorausgesagt hätte, unglaublich vorgekommen sein. Schulstrafen gehörten vielmehr zu den Ereignissen, die Abwechslung ins Schulleben brachten und es amüsant machten.

Nachdem ich ein halbes Jahr in der Bürgerschulprima gefessen hatte, siedelte ich in das Gymnasium zu G. über, wo ich wegen meiner Schwäche in der lateinischen Grammatik bis in die Quarta hinabrutschte. Hier wurde nun die Gemütlichkeit schon ziemlich stark vom kategorischen Imperativ beeinträchtigt. Im ersten Vierteljahre war ich zweimal so unglücklich, wegen Nichtanfertigung einer aufgegebenen schriftlichen Arbeit nachsitzen zu müssen. Noch erinnere ich mich lebhaft des Entsetzens, das mich ergriff, als ich die Schlüssel des Pedells klirren hörte, der mich einschloß. Das war ein wirklicher Arrest! Dazu empörte sich mein Inneres bei dem Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit. Ich arbeitete auch an der neuen Anstalt mit Vergnügen und meiner Ansicht nach mehr, als die strenge Verpflichtung auferlegte. Die beiden Kleinigkeiten, die mich ins Gefängnis brachten, hatte ich vergessen zu machen, und was kann man dafür, dachte ich, wenn einem etwas nicht einfällt? Aber die Strafe wirkte. Das Wort „vergessen“ war seitdem für die Praxis aus

*) Ganz im Gegenteil, ich freue mich stets über die klare, deutliche, jeden Zweifel ausschließende Handschrift.
Der Seher.

meinem Wörterbuche gestrichen, und so widerlegte ich mich selbst durch einen Fortschritt in der psychologischen Erfahrung.

Immerhin ließen diese zwei Unfälle in meinem Herzen einen Stachel zurück; ich konnte zu den beiden Lehrern, die die Strafe über mich verhängt hatten, niemals Zuneigung fassen, wobei allerdings noch andre Gründe mitwirkten. Der eine der Herren war der Mathematiker, ein guter und liebenswürdiger, aber reizbarer junger Mensch und damals wenigstens der Aufgabe, die Jugend in die Geheimnisse der Mathematik einzuführen, noch nicht gewachsen. Später an eine Gewerbe-*schule* versetzt, soll er ein sehr tüchtiger Lehrer geworden sein. Ich ließ ihn fühlen, daß ich diese Dinge trotz seiner Erklärung verstand, er aber konnte mir nichts anhaben, weil ich der einzige in der Klasse war und beinahe blieb (mit der Zeit entwickelte sich in einem Schüler unsers Jahrganges mathematisches Genie, und der wurde dann des Dr. F. Liebling), der von Mathematik einen Begriff hatte. So bildete sich zwischen uns ein Kriegszustand aus, der bis zur Abiturientenprüfung, wenn auch durch gegenseitiges höfliches Benehmen verdeckt, unverändert fort dauerte. Bei den schriftlichen Arbeiten für die Abgangsprüfung reichte mir der erwähnte Mitschüler, der vor mir saß, sein Konzept zur Vergleichung der Resultate. Dr. F. erspähte es und schoß wie ein Habicht auf mich zu; ich reichte ihm lächelnd meine eigne fertige Arbeit, und so kam er um die letzte Aussicht auf einen Triumph.

Der andre war der Grieche, das unübertreffliche Muster eines philologischen Pedanten. Einst stand er neben mir, während ich schrieb, und entdeckte einen Accentfehler. „Du stinkmadig fauler Kerl!“ brüllte er mich mit seiner Löwenstimme an, „ich werde dir aufs Fell steigen!“ Im Benehmen nämlich hatte er nichts Pedantisches, sondern war ein ganz urwüchsiger Wilder. Ungekämmt und ungewaschen, die ungebürsteten Kleider gar nicht oder schief zugeknöpft, so kam er in die Klasse gestürzt. Seine meist urkomischen Bewegungen kennzeichneten sich als Wirkungen unabgeschwächter animalischer Antriebe und standen nur ganz im allgemeinen unter der Oberleitung eines zwecksetzenden vernünftigen Willens. Hatte man nur erst den anfänglichen Schrecken überstanden, so bildete dann die abwechslungsvolle wunderliche Erscheinung einen nie versiegenden Quell täglicher Unterhaltung; bei jedem neuen Tableau, das er darbot, stießen wir einander, das Lachen verbeißend, leise an, und so standen sich beide Teile gut, denn er legte die seiner Person gewidmete Aufmerksamkeit als Interesse für den spiritus asper aus und nahm sie mit wohlgefälligem Schmunzeln entgegen. Zu leiden hatte man ja weiter nichts, wenn man sein tägliches Pensum erledigte, was für die Begabtern keine Hexerei war; die Schwächern freilich mußten viel nachsitzen und Straf-*arbeiten* machen, bei der Versetzung war er es meistens, der ihnen das Genick brach.

Damit ist das Schlimmste erzählt; die andern Lehrer waren mild und genügsam. Der Ordinarius forderte zwar viel, war jedoch für mich wenigstens geradezu der gute Genius, der mich durch seine freie Auffassung und Behandlung aller Dinge in die Bürgerschulatmosphäre zurückzauberte. Für die vier Unterklassen (die Tertia war einjährig) bestand die Einrichtung, daß jeder Ordinarius seinen Jahrgang von Sexta bis Tertia führte und dann zur Sexta zurückkehrte, um eine neue Familie in Empfang zu nehmen, sodaß sich die vier Ordinarien immer hinter einander im Kreise herum bewegten. Unser Ordinarius B., den wir also auch noch in der Tertia hatten, unterrichtete uns in Latein, Deutsch und Naturgeschichte. Er war Schöngest, Humanist, nebenbei ein wenig materialistisch angehauchter Naturwissenschaftler und abgesagter Feind alles pedantischen Regelwesens, von Leibeszgestalt klein, aber rund und stark, schön von Angesicht, elegant und tüchtiger Turner. Im Vorlesen, Erzählen und Schildern war er Meister. Bald zauberte er uns italienisches Straßenleben, bald eine Theatervorstellung vor (z. B. eine von König René's Tochter). Da er manchmal zwei oder drei Stunden hinter einander hatte, so benutzte er das, um uns längere Sachen, wie Hermann und Dorothea und Sphigenie auf Tauris, in einem Zuge vorzulesen. Ob der Stundenplan inne gehalten werde, darum kümmerte sich glücklicherweise kein Mensch. Seine Schilderung des perikleischen Zeitalters, wozu der Cornelius Nepos Gelegenheit gab, begeisterte mich zu einem Aufsatz, der wiederum ihn förmlich begeisterte — er las ihn der Klasse vor —, und wir wurden von dem Tage an die dicksten Freunde. Im Latein proklamirte er den Grundsatz, Grammatiklernen sei Unsinn, das Sprachgefühl müsse jedem die Grammatik eingeben, und wer keins habe, dem könne der Zumpt nicht helfen. Zur Einübung der nicht gelernten, nur durchgelesenen Regeln ließ er uns sehr viel aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen, und zwar schriftlich, sodaß wir in der Tertia ungemein viel zu arbeiten hatten. Ich litt das ganze Jahr hindurch an Augenentzündung und auch noch andern Krankheiten, habe aber nicht eine Stunde Schule versäumt, am Ende des Schuljahres eine Prämie bekommen und — mich niemals überbürdet gefühlt. Für die Lektüre wählte er in Tertia den Justin — die Lehrer hatten darin freie Hand. Es wurde rasch hinter einander weg übersetzt, und zu Anfang jeder Stunde das in der vorhergehenden durchgenommene lateinisch frei wieder erzählt, so gut oder so schlecht es gehen wollte. Anfangs ging es natürlich schlecht, mit der Zeit besser. Die Specimina oder, wie sie damals hießen, Compositionen fielen freilich nicht besonders glänzend aus. Einmal bestellte Dr. B. seine besten Lateiner in seine Wohnung und verteilte die Hefte der andern zum Korrigiren unter uns (die Klassen waren sehr stark). Zuerst ging er unsre eignen Arbeiten mit uns durch; ich hatte dreizehn Fehler. Außer einigem Erröten meinerseits und Kopfschütteln seinerseits hatte das weiter keine Folgen.

Die Schwachen haben von seinem Unterricht nicht viel profitirt, aber die gehören ja auch gar nicht aufs Gymnasium. Wir Bessern trugen einen solchen Vokabelschatz und eine solche Gewandtheit im Übersetzen davon, daß wir in der Untersekunda gründlich ausruhen konnten. Versetzung nach Obersekunda gab es nicht, es war also nicht der geringste Grund vorhanden, uns in denjenigen Fächern anzustrengen, die uns nicht interessirten. Dazu gehörte in erster Linie das Latein, wie der Ordinarius es betrieb. Der war auch Pedant, aber von ganz andrer Art als der Grieche: ein kleines, schwächliches, sehr furchtames, sehr zierliches, herzensgutes und sehr kurzfristiges Männchen. Von der Zeit her, wo er geschnupft hatte, war sein rechter Daumen noch ein wenig gelb geblieben, und an dem roch er zuweilen. Er stand gewöhnlich auf dem linken Beine, das rechte darum geschlagen, vor der ersten Bank, auf deren Pult er eine Hand stützte; in der andern hielt er den Livius oder Cicero oder Zumpt. Die Schüler kamen fast genau der alphabetischen Reihe nach dran, sodaß man seine Schonzeit in aller Seelenruhe mit Romanlesen oder Unterhaltung zubringen konnte. Auf den letzten Obersekundanerbänken, deren Insassen große Seelenverwandtschaft mit den Bürgererschulquartanern zeigten, wurde auch Karte gespielt, gefrühstückt und sogar die Schnapsflasche herumgereicht, natürlich nicht aus Neigung zum Schnaps, sondern nur des Unfugs wegen. Kam man unversehens dran, so wurde einem von dem ersten Besten, der gerade aufgepaßt hatte, gezeigt, an welcher Stelle der Vorgänger stehen geblieben war, und man übersetzte seinen Livius oder pro Roseio Amerino ex tempore herunter, daß es eine Freude war. Hatte der Herr Professor genug, so sagte er: „'s ist juht!“ und zeichnete in seinen Katalog ein. Die Zensur, die man bekam, erkannte man deutlich an der Betonung des „'s ist juht!“ Sie zeigte folgende Abstufungen: wohlklingender Flötenton (cantabile) mit Verbeugung; halbwarm von freundlichem Kopfnicken begleitet; kalt; scharf, freischend, Abscheu ausdrückend, mit einem abwehrenden Bleistift-dolchstich in die Luft.

Ordinarius der Prima war der Direktor Sch., der bei aller sonstigen Verschiedenheit mit dem Bürgereschulrektor K. das gemein hatte, daß er, ohne irgend welche Disziplinarmittel zu brauchen, bloß durch seine Persönlichkeit und seinen Unterricht tiefe und aufrichtige Hochachtung einflößte. Als ersten Aufsatz forderte er von den Unterprimanern jedesmal eine Selbstbiographie, die den innern Entwicklungsgang mit der Aufrichtigkeit einer Generalbeichte darlegen sollte. Ich habe darin u. a. erzählt, daß ich schon vor dem zwölften Jahre eine Menge für mein Alter höchst unpassende Romane verschlungen hätte (nebenbei bemerkt das beste Mittel, um im deutschen Aufsatz „gut“ zu bekommen) und habe die Lehrer des Gymnasiums gerade so kritisiert, wie hier an dieser Stelle. Direktor Sch. wirkte vorzugsweise auf zweierlei hin: auf organische Verknüpfung aller Erkenntnisse (zu welchem Zwecke er u. a.

die Gegenstände, in denen er unterrichtete: lateinische und griechische Dichter, Französisch, deutsche Litteratur, deutschen Aufsatz, philosophische Propädeutik, in vielfache Verbindung mit einander zu bringen wußte) und auf selbständiges Urteil. Das letztere wurde dadurch geübt, daß er uns daran gewöhnte, über Gegenstände, die uns nicht ohne weiteres klar waren, namentlich in der Logik und Psychologie, ganz frei mit ihm zu disputiren. Nicht selten behielten wir Recht gegen ihn; zuweilen gestand er es in der nächsten Stunde zu mit den Worten: „N., ich habe mir die Sache überlegt, Sie haben doch Recht!“ Er richtete auch eine Stunde für freien Vortrag ein. Der Vortragende hatte seine Behauptungen gegen die Angriffe der Opponenten zu verteidigen, und einer protokollierte die Verhandlung. Für die ganze Anstalt war Freitag von elf bis zwölf eine ästhetische Stunde angelegt, die aus abwechselnden Gesängen und Vorträgen oder Deklamationen bestand. Die Schüler, die nichts dabei zu thun hatten, saßen vor dem Podium und hörten zu oder trieben, was sie Lust hatten.

Die letzten vier Jahre hindurch wohnte ich im Konvikt. Hier herrschte eine strenge, auf Selbstregierung, genauer gesagt, Regierung der jüngern Schüler durch die ältern, gegründete Hausordnung, im übrigen völlige Freiheit. Die freie Zeit war sehr reichlich bemessen, und niemand kümmerte sich darum, was wir in ihr trieben. Die einzige Beschränkung bestand darin, daß wir des Winters in der Zeit von sieben bis neun Uhr abends nicht ausgehen durften. Aber gearbeitet wurde da nicht, sondern geplaudert, oder Schach gespielt, oder gelesen, oder in dem geräumigen Hofe gespielt, oder auch gebalgt; im Speisesaale wurde oft gesungen und musiziert, zuweilen auch getanzt. Der Lärm im größten Arbeitszimmer, das den stolzen Namen Museum führte, war vor und nach den Studien meistens betäubend, aber der gegenüberwohnende Regens hatte nichts dagegen. Kam er einmal herein, um irgend etwas anzuordnen, so machten wir natürlich Honneurs. Wurde um fünf Uhr das Glockenzeichen zum Studium gegeben, so war es im ganzen Hause augenblicklich mäuschenstill. Früh vom Aufstehen (im Sommer um halb fünf, im Winter um halb sechs) bis zur Frühstückspause um sieben Uhr durfte nicht laut gesprochen werden. Der Gewohnheit des frühen Aufstehens und des Stillschweigens in den Morgenstunden bin ich bis heute treu geblieben. Nach dem Abendgebet verstummte das laute Gespräch wieder. Die Jüngern mußten zu Bett gehen und, falls sie noch arbeiten wollten, die Genehmigung des Zimmerältesten (Präseften) dazu nachsuchen, auch ihr eignes Licht brennen. (Der Schüler, der alle Zimmer mit Lichtern zu versorgen hatte, führte den Titel Candelar.) Die Sekundaner und Primaner hatten das Recht, so lange sie wollten, aufzubleiben, zu arbeiten oder sich leise zu unterhalten. Gewöhnlich wurde diese Zeit zu irgend einem Lieblingsstudium benutzt, das einige Freunde gemeinsam betrieben. An Motriis, zu dieser und zu andern Zeiten, fehlte es auch nicht, doch wurde

darin verständig Maß gehalten. Als Untersekundaner — der Philosoph muß ja alles kennen — habe ich das Kneipen und in einer geheimen Verbindung das politische Vereinstreiben (es war die Zeit von 1848—49) absolviert, sodaß ich es später nicht mehr nötig hatte, Zeit damit zu verlieren.

Wenn man unter Erziehung die stete Beaufsichtigung und eine planmäßige Einwirkung auf die Sitten versteht, so haben wir gar keine genossen, und das ist, glaube ich, für Knaben und Jünglinge die denkbar beste. Was den Gehorsam anlangt, so haben wir jenen männlichen gelernt, der in der Unterordnung unter das Gesetz und in der Einfügung in eine vernünftige Ordnung besteht, im Unterschiede von dem kindlichen und weiblichen, der einer gebietenden Person geleistet wird. Und was den Charakter anlangt, so kann der doch nur durch Behauptung des eignen Willens und der eignen Grundsätze gegenüber den verschiednen einander widerstrebenden Einflüssen des Lebens gebildet werden, mag sich dieses Leben auch vorläufig auf die kleine Schülervelt beschränken. Der gesellschaftliche Schliff, der uns vor der Hand abging, war später leicht nachzuholen. „Br., Sie sind ein ungeschliffener — Diamant!“ sagte der Direktor einmal zu einem von uns. Was nützt hingegen ein vorzeitiger Schliff, wenn er, wie oft geschieht, den werdenden Diamanten, den noch nicht gehärteten Willen selber mit fortnimmt? Ganz verlassen waren wir übrigens in dieser Beziehung doch nicht. Der Regens, der ein sehr feiner Mann und dabei sehr väterlich gesinnt war, machte uns gelegentlich mit seinen scherzhaften Andeutungen auf diese oder jene Ungeschicklichkeit oder Unschicklichkeit aufmerksam, zog auch Schüler, die wegen der weiten Entfernung von Hause über Weihnachten in der Anstalt blieben, wie ich es zweimal gemacht habe, an seinen Familientisch. Diese Selbsterziehung hat sich bewährt; es sind, soweit ich den Lebensweg meiner Schulkameraden zu verfolgen vermag, aus den meisten tüchtige Männer geworden. Von den weit sorgfältiger beaufsichtigten jungen Leuten heutiger Zeit scheinen mir verhältnismäßig mehr unterzugehen; freilich trägt daran auch der Umstand mit die Schuld, daß das Leben täglich schwieriger wird.

Keine Aufsichtsbehörde belästigte uns und die Lehrer. Der Schulrat, ein beinahe kindischer alter Mann, wurde, wenn er die Abiturientenprüfung abhielt, von Lehrern und Schülern als Null behandelt. Inspektionen gab es nicht; auch dachte der Direktor nicht daran, den Unterricht der ihm untergebenen Lehrer zu inspizieren. Im Jahre 1853 trat ein neuer strammer Provinzialschulrat sein Amt an, und das gemüthliche „Ländlich, sittlich“ hatte in seinem Reich ein Ende. Ich schätzte mich glücklich, daß ich die Abgangsprüfung schon ein Jahr vorher gemacht hatte.

Die Leser wissen nun schon, was ich meine. Die alten Sprachen sind nicht schuld an der Überbürdung, obwohl ihre falsche Behandlung allerdings dazu beiträgt. An sich aber macht den kleinen Knaben das Auswendiglernen

Vergnügen, und es ist ihnen ziemlich gleichgiltig, ob sie deutsche Verse oder lateinische Vokabeln oder das Linné'sche System oder die Beschreibung des Pferdes auswendig lernen und herplappern müssen: „Der Rumpf ist walzenförmig.“ (So steht nämlich in manchen Beschreibungen; als ob nicht mit Ausnahme der Auster und Seeesterne alle organischen Wesen die Grundform der Walze zeigten, und als ob nicht gerade bei einem fein gebauten Pferde diese Grundform am wenigsten erkennbar wäre!) Auch das Übermaß der häuslichen Arbeiten macht es noch nicht, obwohl allerdings darin viel gesündigt wird, namentlich, wenn die Lehrer nicht auf den Stundenplan Rücksicht nehmen, und manchmal auf den einen Tag eine nicht zu bewältigende Menge, auf einen andern gar nichts fällt. Auch heute giebt es, wie ich bestimmt weiß, Gymnasien, an denen die talentvollen Schüler mit ihren Arbeiten ganz bequem fertig werden; unbegabte Knaben aber gehören eben nicht aufs Gymnasium. Stramme Arbeit ist dem gesunden Menschen Bedürfnis. Staatsmänner und politische Agitatoren pflegen bei ihrer „aufreibenden“ Arbeit täglich dicker zu werden. Ihre Nerven fangen sie erst dann an zu fühlen, wenn die Widerstände, auf die sie stoßen, unüberwindlich sind, und wenn der „Erfolg“ ausbleibt.

Was — um mich naturwissenschaftlich auszudrücken — so viel Ermüdungsstoffe in den heutigen Schüलगehirnen anhäuft, das ist die Freiheitsberaubung und die Vernichtung der Individualität. Vom sechsten bis zum neunzehnten Jahre, oder wenn er einigemal sitzen bleibt, bis zum einundzwanzigsten Jahre wird der heutige Sohn besserer Familien in einen geistigen Schraubstock eingezwängt, der zeitweise auch zum körperlichen wird, und in dem er sich nicht rühren noch regen oder doch nur nach Vorschrift rühren und regen darf. Es ist alles vorgeschrieben, bis auf die Farben der Schreibhefte, die Zahl der Blätter darin und die Zahl der Linien auf jedem Blatt; nichts bleibt der freien Wahl überlassen. Ob dumm oder flug, schnell oder langsam, phantasievoll oder zum Rechnen oder Beobachten angelegt, der Knabe muß täglich mit den übrigen genau dasselbe Pensum durchmachen, in jedem Fache genau dasselbe leisten wie seine Kameraden und von seinem Wissen und Können genau in der vorgeschriebenen Form Rechenschaft ablegen. Alle müssen genau dasselbe Klassenziel erreichen oder wenigstens erreicht zu haben scheinen, indem sie durchschnittlich nicht mehr als vier Fehler im deutschen (orthographischen), lateinischen, französischen und Rechenpezimen haben dürfen, wenn sie weiter kommen wollen. Zuweilen wirkt die Ungleichheit des Alters einigermassen ausgleichend, wenn nämlich schwächer begabte ältere und talentvolle jüngere Knaben in einer Klasse sitzen. Kommen dagegen talentvollere ältere und unbegabtere jüngere Schüler zusammen, so multiplizieren sich die Ungleichheiten, und die talentvolleren, die zu Dingen gezwungen werden, über die sie hinaus sind, fühlen sich ganz ebenso „überbürdet“ wie die schwachen. Dazu kommt die ungleiche Begabung für die verschiedenen Fächer. Das Verständnis für den Sinn des mathematischen

Beweises, für den Bau einer Sprache, für die Schönheit eines Gedichts, für Naturschönheit und Kunstschönheit, für das Spiel der im menschlichen Leben wirksamen Kräfte, wie die Weltgeschichte es darstellt oder darstellen soll, das alles geht, jedes zu seiner Zeit, dem Schüler oft ganz plötzlich auf, wie die Knospe über Nacht aufplatzt, und was bis zu diesem Zeitpunkte an Lehre und Übung aufgewendet wurde, ist verlorne Mühe. Und zwar gehen diese Lichter weder allen in demselben Lebensalter, noch allen in derselben Reihenfolge, noch überhaupt alle allen auf; wie ja auch die Blumen verschiedene Zeiten des Aufblühens haben und an Gestalt, Größe, Duft und Farbe verschieden sind. Der Zwang zur Gleichartigkeit kann nicht anders als verkrüppelnd wirken, und diese gewaltsame Verkrüppelung wird als Überbürdung empfunden.

Dazu kommt ferner die eiserne Disziplin und die kriminalistische Behandlung jeder Übertretung, jeder Kinderei, vielleicht auch schon jeder unbedingten Äußerung eines selbständigen Willens. Während man heutzutage im allgemeinen geneigt ist, den Staatsbürger bis an sein Lebensende als ein unmündiges Kind zu behandeln, das nicht für sich selbst zu sorgen versteht und daher vom Staate bemuttert werden müsse, fordert man vom zwölfjährigen Knaben in Beziehung auf alles gebotene und verbotene die volle Umsicht und Selbstbeherrschung des männlichen Alters, indem man jugendliche Vergehungen und Vergeßlichkeiten zu Verbrechen stempelt, die seinen zukünftigen Lebensgang nachteilig beeinflussen, die er also, wenn er nicht gewissenlos sein will, unbedingt meiden muß. Wie könnten heutige Eltern die gesunde Erziehungspraxis der Frau Regel Amrhein beobachten, die ihren Georg, wenn sie sah, daß er im Begriff stand, eine Dummheit zu begehen, ruhig hineintappen ließ? Das alles zusammengenommen erzeugt die Empfindung eines beständigen Druckes, ähnlich dem Druck bei beginnender Gehirnerweichung, die oft mit Angst gemischt ist. Der Lehrer kann sich diese Empfindung sehr gut vergegenwärtigen, wenn er sich vorstellt, es wohnte jeder seiner Stunden ein Schulrat bei, der fortwährend auf etwaige pädagogische Schnitzer lauerte, die ihm Straflektionen, Eigenbleiben auf derselben Gehaltsstufe und schließlich Ausstoßung aus dem Lehrerstande eintragen könnten. Und er wäre immer noch besser dran als der Schüler, denn erstens würde bei ihm der Zwang nur 20 bis 24 Stunden in der Woche dauern, und zweitens ist er ein Mann, muß also weit mehr Trag- und Widerstandskraft besitzen.

Und das alles geht nun jahraus jahrein gleichmäßig, ohne Abwechslung und — von den Ferien abgesehen — ohne Ruhepause fort! Früher konnte einer in der Untersekunda ein wenig ausruhen, sich sammeln, mit Rückblicken und Vorblicken beschäftigen, auch wohl in Allotrius seine Neigungen und Fähigkeiten erproben. Wo das bisher noch möglich war, soll es fortan vollends aufhören; überall soll nach Obersekunda eine förmliche Versetzung stattfinden. Früher hatte der Schüler noch zuweilen das Vergnügen, einmal sagen zu

können: „Herr Doktor, in meinem Buche stehts anders!“ Ein sehr harmloses Vergnügen, aber im Schulleben wird schon jede Abwechslung und Unregelmäßigkeit zum Vergnügen. Auch damit ist's nichts mehr. Sobald vom Plöz die fünfunddreißigste Auflage erscheint, darf sich bei Strafe kein Exemplar der vierunddreißigsten mehr sehen lassen, wenn auch vielleicht der ganze Unterschied darin besteht, daß in einem Übungsfache nach den Museen und Kirchen unsrer Stadt, anstatt nach den Kirchen und Museen gefragt wird. Noch weniger wird den Schülern heutiger Zeit das Vergnügen gegönnt — es war ein unaussprechliches Vergnügen! —, sich über die Herren Lehrer lustig machen zu können. Wo sind sie hin, die Originale! die komischen Käuze, von denen das Wort galt: Jedes Tierl hat sein Manierl! Unsrer heutigen Lehrer, auch die Volksschullehrer, sind alle ohne Ausnahme schön gewachsene, stattliche Herren mit wohlgepflegten und nach der neuesten Mode geschnittenen Voll- oder Schnurrbärten und kleiden sich mit vollendeter Eleganz. Jeder von ihnen könnte, so wie er geht und steht, einen Geheimrat vorstellen, und um den Offizier zu spielen, braucht er nur die Uniform anzulegen, wie denn viele Gymnasiallehrer wirklich Reserveoffiziere sind. Keinem von ihnen haftet eine Spur von Lächerlichkeit an. Vom Standpunkte der Rassenveredlung aus müssen wir bekennen, daß der Lehrerstand seit dreißig Jahren einen wunderbaren und höchst erfreulichen Fortschritt gemacht hat. Vom schülerpsychologischen Standpunkte aus betrachtet aber ist es ein Nachteil. Tag für Tag nichts als Muster der Vollkommenheit vor sich zu sehen, das ist — entsetzlich langweilig, und es ist Höllenpein, sich an dem Manne, der einen mit freundlich wohlwollendem Lächeln und ohne äußerlich sichtbare Gewaltthat tagtäglich in den Schraubstock spannt, nicht einmal mit Spott rächen zu können. Die Welt ist einmal so komisch eingerichtet, daß jeder vollkommene Zustand auf die Dauer unerträglich wird. Also — sagen wirs nur gerade heraus — die unübertreffliche Vollkommenheit, namentlich die musterhafte Ordnung unsrer Schulen ist es, was die Schüler tot macht.

Eine der heutigen annähernd ähnliche Schulordnung habe ich nur sechs Jahre lang zu erdulden gehabt. Aber obgleich ich mich auch in diesen sechs Jahren recht glücklich und, wie gesagt, gar nicht überbürdet gefühlt habe, hatte ich doch gerade genug davon. Wäre ich auf vierzehn Jahre in eine Lehrmaschine heutiger Konstruktion eingespannt gewesen, ich wäre entweder dumm oder ein verbissener Revolutionär geworden, oder hätte mir das Leben genommen.

Aber, wird man einwenden, der junge Mensch muß doch lernen, seine Pflichten erfüllen, auch unangenehme Pflichten. Ganz recht, das habe ich auch gelernt, und glaube bis heute die mir unangenehmen Arbeiten mit derselben Treue erledigt zu haben wie die angenehmen. Dagegen kommt es jetzt nicht selten vor, daß junge Leute während der Schulzeit in erzwungener Pflicht-

erfüllung ihre ganze Kraft verbrauchen, sodaß sie für die freie Pflichterfüllung im Leben keine mehr übrig haben.

Daß die modernen Verhältnisse auch im Schulleben auf Zwang und Uniformität hindrängen, ist leider wahr. Schon Herbart hat es ausgesprochen, daß das Elterninteresse und das Staatsinteresse einander vielfach entgegen gesetzt seien. Dem Staate liegt daran, für alle Fächer taugliche Beamte zu bekommen. Ob sie dabei auch vollkommene und glückliche Menschen werden, und was aus den übrigen wird, die bei der vielfachen Worfelung zu leicht befunden werden, das ist ihm an sich gleichgiltig. Seitdem sind wir einen Schritt weiter gekommen. Heute haben die Prüfungen und die Vorschriften über Qualifikation weit weniger den Zweck, dem Staate die erforderliche Zahl der geeigneten Anwärter zu sichern, als vielmehr deren Andrang abzuwehren. Zwischen dem Schalterdienst auf einem Bahnhof und dem Primanerzeugnis besteht keinerlei innerer vernünftiger Zusammenhang; man fordert dieses, damit nicht gar zuviel junge Leute um den Platz am Schalter ringen. Mit diesem Qualifikationswesen wird ja wohl nun, dem Wunsche des Kaisers gemäß, ein wenig aufgeräumt werden, und das wird eine wirkliche Besserung sein. Die beliebte Redensart, durch die Qualifikationsvorschriften sei das Bildungsniveau des ganzen Volkes höher geschraubt worden, enthält eine starke Übertreibung. Die Fähigkeit, eine vorgeschriebene Anzahl von Prüfungsfragen beantworten zu können, ist noch keine höhere Bildung. Karl Vogt, der „Affenvogt,“ hat vor ein paar Jahren seine Erfahrungen mit dem Bildungsniveau in einem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ niedergelegt. Er sagt da ungefähr: Ich habe ein in jeder Beziehung erbärmliches Gymnasium besucht. Naturgeschichte wurde da gar nicht gelehrt, aber wir haben aus freien Stücken sehr viel davon gelernt; Zeit zum Botanisiren u. dergl. hatten wir genug. Meine heutigen Studenten dagegen kommen alle so wohl vorbereitet, auch in den Naturwissenschaften, vom Gymnasium, daß man sich, was das Buchwissen anlangt, ordentlich vor ihnen geniren muß; aber selbständig beobachten und selbständig denken, das können sie nicht. Sie sind allesamt Musterjünglinge, aber nicht zu gebrauchen; die Wissenschaft werden sie nicht bereichern.

Die aus der Ungleichheit der Anlagen für die verschiedenen Fächer entspringende Schwierigkeit hat Pestalozzi auf folgende Weise überwunden. Möglichst viele Klassen nahmen in derselben Stunde denselben Gegenstand durch. Ein Sekundaner nun z. B., der in der Mathematik seinen Mitschülern voraus oder hinter ihnen zurückgeblieben war, nahm an dem Mathematikunterrichte der Primaner oder Tertianer teil. Herbart empfahl dieselbe Einrichtung, deren Durchführung allerdings fast auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde. Unser Regens in G. bedauerte sehr, daß nicht noch, wie in seiner eignen Schülerzeit, ein ganzer Tag in der Woche, die Mittwoch, frei sei; jeder habe da ein Lieblingsstudium getrieben und irgend etwas, z. B.

eine neuere Sprache, erlernt, die an der Anstalt nicht gelehrt wurde. Diese Einrichtung würde es auch möglich machen, einen Schüler zu versetzen, der bei sonstiger Tüchtigkeit in einem Hauptfache zurückgeblieben ist, denn er würde später, wenn ihm das Licht aufgeht, an dem freien Tage das fehlende nachholen können.

Auch verdient Herbarts Ansicht Beachtung, daß in der Schule eigentlich nichts gelehrt werden sollte, was der Schüler ohne fremde Hilfe erlernen kann. In die alten Sprachen und in die Mathematik kann der Schüler ohne Hilfe des Lehrers nicht eindringen, aber Geschichte, sagt Herbart, ist gar kein Lehrfach; die kann sich jeder Schüler aus Büchern aneignen, und die meisten thun es sehr gern. Was man an Jahreszahlen, Namen und Begebenheiten wissen müsse, um für einen gebildeten Mann zu gelten, darüber sind die Gelehrten ohnehin uneins, und, würde er heute hinzufügen, für alle Fälle haben wir ja jeder den Auszug von Plöb zur Hand. Mit der Beantwortung des Einwurfs, daß der Geschichtsunterricht zur Pflege patriotischer Gesinnung notwendig sei, würden wir auf ein andres Gebiet abscweichen. Auch Englisch gehört meiner Ansicht nach nicht in die Schule, weil es so leicht ist, daß es jeder für sich allein, etwa mit Hilfe der Langenscheidtschen Briefe, erlernen kann. Zur Übung im Sprechen kann einer dann, wenn ers nötig hat, ein paar Wochen Konversationsstunden nehmen.

Meiner persönlichen Auffassung nach ist es zum Totlachen, wenn sich die Bürokratie gegen die Sozialdemokratie ereifert; mir kommt es wie Konkurrenzneid vor. Das eigentlich Verwerfliche an der Sozialdemokratie, die durch Vernichtung der Individualitäten hergestellte Uniformität, ist ja durch die Bürokratie schon weithin verwirklicht worden. Wir wachsen nicht hinein in den sozialdemokratischen Staat, aber wir werden hineingepreßt. Das Gymnasium ist die Stelle, wo die höhern Stände an ihren Söhnen den Druck der Presse, die zerrende und verstümmelnde Arbeit des Prokrustesbettes empfinden, daher der Schmerzensschrei: Überbürdung! Der Grundfehler des modernen Staatslebens besteht darin, daß man Einrichtungen, die an ihrem Ort und für ihren Zweck vortrefflich sind, aufs Ganze ausdehnen zu müssen glaubt. Auf militärischem Gebiet giebt es gewiß in der ganzen Welt nichts Vollkommeneres als ein preußisches Regiment, aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß die Verfassung eines Linienregiments auch die beste Verfassung für eine ganze Nation sei. Unsere Schulen tragen schon ein zu starkes militärisch-bürokratisches Gepräge. Neue Reglements, auch in der besten Absicht erlassen, könnten leicht das Übel verschlimmern, sofern sie sich nicht auf Bestimmung derjenigen Dinge beschränken, die beseitigt werden sollen. Will man gründliche Besserung, so mag man zunächst den pädagogischen Geist wieder frei walten lassen in freien Privatanstalten und später nach dem Muster derer, die sich bewähren, die Staatsschulen verbessern. Neue Reglements müßten der Eigenart

der Lehrer wie der der Schüler einen möglichst weiten freien Spielraum lassen.

Vor allem aber muß der jetzige Zustand aufhören, wo das Berechtigungsweisen mit der Eitelkeit und den Standesvorurteilen der Eltern zusammenwirkt, den Gymnasien alljährlich tausende von Knaben zuzuführen, die nicht hingehören. Dem ingenium rusticum soll man, mag es auch noch so hoch geboren sein, gestatten, ein tüchtiger und glücklicher Bauer oder harmloser Rentner zu werden, und der Staat soll nicht mehr fragen, von welcher Anstalt der junge Mann herkommt und wie lange er die Schulbank gedrückt hat, sondern probiren, ob er in dem Fache, wozu er sich meldet, zu gebrauchen ist. Wenn, wie es scheint, dem Wunsche des Kaisers gemäß das Realgymnasium beseitigt, die Gründung von Bürgerschulen begünstigt und in den starren Wall der Berechtigungen Bresche gelegt wird, so wird das nach der zuletzt angedeuteten Seite hin schon eine entschiedne Wendung zum Bessern sein.



Berlin und sein Hof im Jahre 1696

Reiseerinnerungen des fra Alessandro Vichi aus Siena

(Schluß)



Als ich dem Kurfürsten meine Aufwartung machte, war es frühmorgens vor dem Frühstück, da er Fremde zu keiner andern Zeit empfängt. Während ich im Vorzimmer, wo sich sehr viele Herren befanden, wartete, hatte ich Gelegenheit, mich allen ersten Beamten, unter andern Herrn Dankelmann, dem Premierminister des Kurfürsten, und Herrn Galb,*) dem Oberkammerherrn, vorzustellen; beide sind seine Günstlinge. Zu letzterm äußerte ich den Wunsch, bei Seiner kurfürstlichen Hoheit eingeführt zu werden, und diese Ehre wurde mir sofort zu teil.

Ich machte mein Kompliment auf italienisch, und der Kurfürst antwortete mir auf französisch. Er unterhielt sich etwa eine halbe Stunde mit mir und fragte mich nach vielerlei. Er forderte mich nicht auf, mich zu bedecken, aber ebenso wenig bedeckte er sich. Ich fand ihn in der Mitte einer kleinen Galerie stehen. Er entließ mich, indem er Oberkörper und Haupt ein wenig neigte

*) Kolbe von Wartenberg, der bekannte Graf Wartenberg.